

Frieden als Kunst der Darstellung

Das Interview führten Beate Ronacher und Hans Peter Grab.



Herbert Huber (links) ist Fotokünstler. Gerard Es (rechts) ist Schauspieler und Regisseur.

Im Video „Frieden stiften kann harte Arbeit sein“ und der vorliegenden Fotoserie (siehe Titelbild) haben wir versucht, die Themen Friedensarbeit, Konflikt, Gewalt und Rassismus künstlerisch zu bearbeiten und die Produkte öffentlichkeitswirksam zu präsentieren. Wir haben mit den KünstlerInnen über Ihre Erfahrungen gesprochen.

Kranich: Niel, in unserem Videospot hast du versucht, „Frieden“ auf den Punkt zu bringen. Wie geht es einer Künstlerin dabei, einen Begriff, der sehr abstrakt und schwer zu fassen ist, in eine Form zu bringen?

Brigitta Niel: Was uns daran interessiert hat, war nicht der Begriff „Frieden“ an sich, sondern der Vorgang, wie sich eine Konfliktsituation prozesshaft in eine friedliche Situation entwickelt. Das war eigentlich das Spannende daran. Auf der anderen Seite war es auch eine Herausforderung, einmal die Sprachform komplett zu wechseln. Das Friedensthema wird ja sonst immer sehr ernsthaft und schwer wiegend dargestellt. Wir wollten etwas Lockeres, Leichtes machen, etwas, das aus dem Handgelenk kommt.

Kranich: Ist Frieden etwas Leichtes?

Niel: Ja, etwas Helles, Leichtes, Fröhliches.

Kranich: Läuft man da nicht in Gefahr, ins Kitschige abzudriften?

Gerard Es: Frieden kann auf jeden Fall sehr klischeebehaftet sein. Im Theater ist der Konflikt das Wichtige. Auch, wenn's eine

Komödie ist oder ein leichtes Stück, ist es immer wichtig, genau zu schauen, wo die Konflikte sind. Die machen das Stück erst spannend.

Je stärker oder interessanter der Konflikt ist, desto interessanter wird das Stück auch.

Kranich: Medienprofis sagen uns immer wieder, wie wichtig es ist, positive Nachrichten zu präsentieren. Unsere Nachrichten sind meist solche von Krieg, Gewalt etc. Wie schafft man das, den Frieden positiv zu besetzen, ohne dass er kitschig wird?

Herbert Huber: Für mich persönlich lässt sich Friede überhaupt nur in dem polaren Spannungsfeld mit Konflikt, Gewalt etc. definieren. Friede nur für sich allein birgt die Gefahr in sich, dass er irgendwie ungreifbar wird. Wir leben in einer Konfrontationsgesellschaft. Friede fängt da an, wo Konfrontation aufhört und Kooperation eintritt. Wobei Kooperation nicht konfliktfrei sein muss. Weil dann würde es fad. Friede macht ja nicht die Abwesenheit von Konflikten aus. Er bedeutet eine Art, miteinander umzugehen, anders zu kommunizieren.

Kranich: Aber er braucht als Gegenstück sozusagen den Konflikt, die Gewalt, den Krieg, um irgendwie darstellbar zu werden?

Huber: Es ist so ähnlich wie mit der Toleranz: ohne Intoleranz hat sie für sich auch keine Berechtigung. Wenn man beides abschafft, löst sie sich auf.

Es: Das erinnert mich an das, was Heiner Müller damals gesagt hat, als die DDR zu existieren aufgehört hat.

Er hat jetzt nichts mehr, wogegen er anschreiben kann. Er ist kein Schriftsteller mehr. Es ist ihm der Boden unter den Füßen entzogen. Es gibt für ihn kein Thema mehr.

Niel: Ich würde das Gegensatzpaar eher Zufriedenheit und Unzufriedenheit nennen. Ich kann zum Beispiel nicht malen, wenn ich zufrieden bin.

Ich kann nur malen, wenn irgendwo irgendwas kratzt, ob's jetzt kriegerisch ist, ob ich jetzt extrem zornig bin, oder ob mich nur irgendwas stört. Es muss irgendwas stören, weil sonst komm ich gar nicht auf die Idee, mich auszudrücken oder irgendeine Frage auf den Tisch zu legen.

Kranich: Sobald der Frieden statisch ist – sozusagen ein Zustand - verliert er das Kreative und ist deshalb auch nicht mehr darstellbar?

Niel: Dann wird er kitschig. Weil das Bild oder die Darstellung dieses Zustands praktisch grundlos ist.

Kranich: In der künstlerischen Auseinandersetzung mit unseren Themen läuft man immer wieder Gefahr zu moralisieren, also mit erhobenem Zeigefinger aufzuzeigen – oder auf der anderen Seite in eine Art Beliebigkeit zu verfallen. Wie geht es Euch in diesem Spannungsfeld?